



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Wandertage in Hellas. Die Stadt des Lebens. Im Zeichen des Steinbocks

Kurz, Isolde

München, 1925-

Delphi

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72232](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72232)

Delphi

Der Tag leuchtet wieder einmal in wundervoller Klarheit und gestattet uns all die erhabenen Häupter an beiden Küsten zu grüßen, die so schön sind für das Auge und noch schöner durch den Glanz ihres Ruhms. Zur Linken die vielgezackte arkadische Kyllene bis herab mit Schnee bedeckt, und die gleichfalls beschneite Spitze des Erymanthos über das niedere Küstengebiet hervorlugend. Zur Rechten der nicht hohe, aber wunderbar kühngeformte Kithäron mit seiner dunklen Waldung, und als eine kahle Masse der Helikon. Der Grieche lacht nicht, er lächelt nur, und so auch seine Landschaft. Verglichen mit der überirdischen Hoheit dieses Bildes, scheint jetzt in der Erinnerung das schönste Ufer Italiens viel zu irdisch-prächtig. Kleine Felseninseln, schroff abfallende Klippen, phantastisch kühne Vorgebirge die ganze wild zerklüftete Küste entlang, bis der flache, lange Rücken der Kyrphis ans Meer herantritt und über ihr hoch im Äther eine strahlende Silbermasse sich erhebt. Ein Jubelruf geht durch das Schiff: der Parnassos! Sogar der Pascha mit seiner orientalischen Würde steht auf, ihm seine Hochachtung zu bezeigen. Doch ragt das Phoeboshaupt nicht einsam, daneben steigt eine zweite Schneekuppe empor, die dem Mitinhaber des delphischen Heiligtums, dem Dionysos, gehört.

Geheimnisvolle Schönheit liegt über der krissäischen Bucht, als sollte eben ein götliches Wunder geschehen, und glückverheißende Delphine springen ganz nahe um unser Schiff. Können sie vielleicht den neugeborenen Apollon an, der auf dem geflügelten Dreifuß von Delos herschwebt, die Leier in der Hand und den Köcher

auf dem Rücken, um von dem Seherthron am Parnassos Besitz zu ergreifen? Zwischen der Kyrphis und Kap Andromache (hier wird schon die Dichtung lebendig!) hält der Dampfer, und wir werden nach Jtea ausgebootet.

Von Staub umwirbelt, rasen wir jetzt dreispännig einem anderen Staubwirbel nach, der von den Wagen des Paschas aufgetrieben vor uns herjagt. Unser Kutscher hat den Ehrgeiz, mit seinem Dreigespann die beiden Zweispänner zu überholen und peitscht in unverständiger Hartnäckigkeit auf das viel kleinere Seitenpferd ein, das, um mitzukommen, sich zu rasendem Galopp ausstrecken muß und doch mit seinen kurzen Beinen das Tempo der großen Kameraden nicht einhalten kann. So donnern wir an einer Flucht lehmfarbiger Häuser vorüber, unter prachtvollen Felsgebilden hin, und auf einer Brücke über das trockene Bett des Pleistos, bis es mir im unmöglichsten Griechisch gelingt, den unbarmherzigen Wettlauf zu hemmen. Nun geht es in gemäßigter Eile, während die anderen Wagen entschwinden, durch die schöne Obwaldung der Pleistosebene in eine wundervolle Gebirgslandschaft an den Vorhöhen des Parnassos hinein. Hoch oben am Berg hang sieht man die Häuser des großen Dorfes Kastro angeklebt, das jetzt den stolzen Namen Delphi führt; es lag ursprünglich über dem verschütteten Bezirk des pythischen Apollon aufgebaut und wurde von der französischen Schule vor Beginn der Grabungen abgetragen und fein säuberlich zehn Minuten weiter unten wieder aufgestellt. Seitdem ist es das Ziel unzähliger Wallfahrer, die wieder wie in alter Zeit den Götterberg ersteigen. In Schlangendrehungen fahren wir an kahlen, wild zerrissenen Abhängen vorüber den Berg hinauf mit dem Blick auf die dunkelbewachsenen scharfkantigen Felsterrassen der Kyrphis jenseits des Pleistosbettes und auf den herrlichen Golf, den die Berge Achajas begrenzen. Nur Kinder auf Eseln begegnen uns und ein paar Bauern mit dem antiken Hirtenstab in der Hand, den jeder griechische Bauer trägt.

In dem sauberen, stadtähnlichen Dorf Krissó, das an der Stelle der alten Stadt Kriffa liegt, wird fünf Minuten gerastet. Von dort nimmt die Gegend immer wilderen und großartigeren Gebirgscharakter an; auf den rauhen Bergflanken wächst nichts mehr als Disteln und Heide, und Hochgebirgsluft umweht uns. In weiten Kehren windet sich der Wagen vollends hinauf, während im Westen allmählich eine sechsfache Reihe von Bergzügen emporsteigt, bis wir bei sinkender Dunkelheit vor dem großen Gasthof von Delphi halten, der auf seiner Schwelle in Stein eingelegt den stolzen Namen Apollon Pythios trägt.

Am Schlusse der langwierigen Mahlzeit in dem großen menschenüberfüllten Saale, der mit Gewinden von blühender Erika und andern Gebirgspflanzen reizend geschmückt ist, blickt schon die ambrosische Nacht durch die Scheiben. Die Straße liegt dunkel und still, nur ein Vächlein singt am Wege, es muß die Kassotis sein. Was so gewaltig zu unseren Häuptern hängt, sind die ‚Phädraden‘ (Glanzfelsen) der Alten, deren rötlichen Schein wir schon vom Meere aus gesehen haben. In ihren niedrigen Vorsprüngen sind Felsengräber eingehauen, vielleicht Begräbnisstätten der Priesterinnen, die auf dem heiligen Dreifuße saßen. Bald verschlingt sie die Dunkelheit, und es ist nichts mehr übrig als der Himmel mit seiner Sternenpracht und die Umrisse der Bergkolosse. Aber jetzt erhebt das Wässerlein seine Stimme noch heller als zuvor, es ist nicht mehr ein bloßes silbernes Geriesel, es ist eine melodische Tonfolge, an der sich das Ohr nicht sättigen kann. Über der Kassotis, die den heiligen Bezirk durchströmt, saß einst die Pythia auf ihrem Dreifuß; hat sie wohl davon die zauberische Stimme? Sie zieht mich immer weiter mit in ihrem eilenden Tempo, ich muß mir am Ende gewaltsam Einhalt tun, daß ich nicht mit ihr im Dunkeln in die gähnende Papadhiäschlucht stürze. Aber auf meinem hohen Balkon hält mich die delphische Wundernacht noch lange wach mit den südlichen Sternbildern über den Kyrphisfelsen und der Krissäischen Bucht, die

im weißlichen Sternenschein durch das Thal des Pleistos heraufschimmert. Das Ganze ist so unwahrscheinlich wie ein Traum, und ich lege mich ungern zur Ruhe in einer heimlichen Furcht, es könnte am Morgen alles zerronnen sein.

Aber ich erwache und bin noch immer in Delphi. Nur daß aus dem Pleistosale lange Nebelschwaden heraufziehen, die zwar zunächst von der Sonne verzehrt werden, sich aber gleich von neuem bilden, und die Luft ist bedenklich weich geworden. Bis wir den heiligen Weg ereilen, der bergan in den Bezirk des Pythischen Apollon führt, tröpfelt es bereits.

Welch ein Anblick! In Griechenland muß man auf Schritt und Tritt umlernen. Immer hatte ich gedacht, ein so edles Gebilde wie der griechische Tempel könne nur in harmonischer Umgebung auf einem schönen Hügel oder in einem stilisierten Haine stehen. Hier aber war eine Welt von Marmor: Tempel, Schatzhäuser, Gemäldehallen, vergoldete Statuen, eine Schöpfung der durchgebildetsten Formen mitten in die rauheste Bergwelt hineingestellt, und siehe, die wenigen Überbleibsel beweisen, daß es herrlich war.

Tiefste Einsamkeit, erhabenste, unzugängliche Gebirgswildnis und blendender Glanz einer überirdischen Schönheitswelt, der daraus hervorbricht; wahrlich der pythische Gott verstand es, wie man die Herzen bändigt!

Den heiligen Weg begleiten rechts und links die Unterbauten der großen Weihgeschenke, die hier von Städten und Privatpersonen dem Gott als Dank für verliehene Siege aufgestellt waren. Das erste ist das der Athener für Marathon. Nur die Quadersteine, worauf es ruhte, und ein Stück Ummauerung sind erhalten. Aber es macht das Herz weit, an die einst hier ragenden Gestalten des Miltiades und der attischen Heroen, die unsichtbar den Sieg gewinnen halfen, zu denken. Den Dank eines ganzen befreiten Volkes aus dem Zehnten der Siegesbeute an die Gottheit zu entrichten, welche Aufgabe für den Künstler; dafür war es auch

Phidias, dem sie zuviel. Doch das Hochgefühl verläßt uns, wenn wir den Blick wenden. Auf der anderen Seite stand das Weihgeschenk des Lysander für Agos Potamoi, die Zertrümmerung der athenischen Flotte durch die Spartaner! Es war ein riesiges Werk mit nicht weniger als siebenunddreißig Statuen, in der Mitte Lysander selbst, von Poseidon bekränzt. Und das war nur der Anfang. Denn hart vor das Lysanderdenkmal legte sich später wie zum Hohn ein anderes: der Dank der Arkader für die Niederwerfung der Spartaner bei Leuktra, und diesem gegenüber ragten die Gestalten der ‚Sieben gegen Theben‘, für den gleichen Sieg von den Argeiern gestiftet. So geht es weiter mit den brudermörderischen Siegeszeichen, die die Griechenstämme dem gemeinsamen Schutzgott aufstellten. Heute sind nur noch blasse Spuren von dem allem erhalten, aber der alte Reisende Pausanias hat sie pünktlich aufgezählt, man kann das endlose Verzeichnis nicht ohne Grauen lesen. Und der rätselhafte Loxias beriet mit den schiefen Orakelsprüchen seine Söhne, wie sie sich gegenseitig am besten zerfleischten, und nahm jedesmal kaltlächelnd seinen Anteil an der Siegesbeute entgegen. Die ganze Geschichte der Griechen war hier in Stein zu lesen, dieser götterähnlichen Stämme, Frucht einer unbegreiflich gelungenen Blutmischung, die in sich die ganze Menschheit mit den Entwicklungskeimen der fernsten Zukunft enthielten, die der äußere Feind jedesmal unüberwindlich fand, wenn sie zusammenstanden, und die doch vom fressenden Neid und Hader nicht ruhen konnten, bis der letzte Tropfen Heldenblut vergossen war, und die Römer mit dem entkräfteten, entarteten Überrest leichtes Spiel hatten. Verhängte so ein Gott dem Edelsten Untergang, ‚daß er sei ein Gesang noch späten Geschlechtern?‘ Oder mußten sie im Jugendalter von der Erde verschwinden, weil sie bei längerem Leben den Schleier der Gottheit aufgehoben und die großen Rätsel, an denen die Jahrtausende sich mühen, spielend gelöst hätten? Wenn ich die Pythia finden kann, nur dieses eine will ich sie fragen.

An der ersten Biegung des Weges steht unter aufgehäuften Felsbrocken das Schatzhaus der Athener, ein entzückender Tempel im kleinen, zur Aufbewahrung der kostbarsten, dem Gotte dargebrachten Kleinodien dienend. Es ist das einzige von den vielen Schatzhäusern griechischer Staaten in Delphi, das an Ort und Stelle beinahe vollständig aus seinen Trümmern wieder aufgebaut werden konnte. Doch da wir eintreten wollen, um vor dem heftiger strömenden Regen Schutz zu suchen, zeigt es sich, daß ihm die Bedachung fehlt. Darum eilen wir weiter, ob uns der überfragende Fels der Sibylle, der von Urzeiten her in der Mitte des heiligen Bezirks liegt und an die Zeit erinnert, wo Delphi noch Pytho hieß und der großen Erdmutter gehörte, Unterschlupf gewähren will. Aber seine Höhlung ist nicht tief genug, und da es schließlich gleich ist, ob man von einer oder von allen Seiten naß wird, so lassen wir auch die verstümmelte Stoa der Athener, unter die sich ein deutscher Landsmann mit Lodenkragen und Baedeker geflüchtet hat, liegen und setzen den Aufstieg zu dem auf hochgemauerter Terrasse thronenden Apollontempel fort. Auf dem schmalen Wege drängen sich die Basen der verschwundenen Weihstatuen; ihre Zahl muß hier ungeheuer gewesen sein wie durch den ganzen heiligen Bezirk. Konnte ja der unersättliche Nero allein dem Gott fünfhundert Bronzewerke rauben, ohne daß der Abgang fühlbar wurde. Alle heiligen Stätten der Griechen waren nach unseren Begriffen überfüllt, aber was von Delphi aufgezählt wird, aus einer Zeit, wo schon unendliche Räubereien über den heiligen Ort ergangen waren, ist schwindelerregend. Vergebens fragt man sich, wie alle diese Biergespanne, Reiterstandbilder, diese Massengruppen und Einzelfiguren, die goldenen Dreifüße und andere Schmiedewerke, dicht gehäuft wie in einer Schatzkammer, unter freiem Himmel zu Füßen des wilden Gebirges für das Auge gewirkt haben mögen. Aber freilich, sie waren nicht für das Auge aufgestellt. Eine Kunst um der Kunst willen kannte der Grieche nicht in seiner großen Zeit, sie war ihm

die Sprache, in der er mit der Gottheit sprach. Und der Sehergott verschmähte nichts, was man ihm brachte. War er doch vorurteilslos genug, auch die vergoldete Bildnisstatue der Phryne anzunehmen, von der Hand ihres Liebhabers Praxiteles gefertigt, die die berühmte Hetäre ihm stiftete. Nur einmal verbat er sich ein Geschenk, das ehrenvollste von allen, das des Themistokles aus der salaminischen Beute; und warum tat er dies, als weil der schiefe, doppelzüngige Pythier auch nach dem Großkönig hinüberäugelte? Für eine Priesterzunft gibt es kein Vaterland. — Von all dem einstigen Übermaß ist heute nichts mehr vorhanden, als auf der steinernen Rampe die sitzende kopflose Frauengestalt, die, von den Tränen des Himmels berieselt, einen wahrhaft pathetischen Eindruck macht.

Vom Tempel selber stehen nur noch die Riesengrundmauern. Stufen führen zu dem Haupteingang, der wie bei fast allen griechischen Tempeln im Osten lag. Hier mahnten die berühmten Sprüche der sieben Weisen an den Wänden zur inneren Einkehr. Hinter der westlichen Cellawand geht eine Treppe in das sogenannte Adyton, den unzugänglichen unterirdischen Raum, wo die Priesterin unter den begeisternden Dämpfen auf dem Dreifuße saß. Die Hoffnung, hier im Allerheiligsten dem Geheimnis des Orakels näherzukommen, wird völlig enttäuscht, man findet nichts als Zerstörung. Ist es ein Zufall, daß gerade von diesem Tempel, der der Mittelpunkt des religiösen Lebens der Griechen war, am allerwenigsten erhalten ist? Es heißt, daß nach dem Sieg des neuen Glaubens die Menschen ihn aufgegeben und das Erdbeben ihn zerstört hätte. Aber darf man dem Erdbeben einen solchen fanatischen, bis an die Wurzeln gehenden Vertilgungseifer zutrauen?

Unterdessen hat sich der Regenschauer in einen Platzregen verwandelt, der uns nötigt, mit triefenden Kleidern in das kleine Museum unten an der Landstraße zu flüchten. Das erste, was mir hier entgegenblickt, ist der delphische Wagenlenker, kerzen-

gerade im langfaltigen Chiton, die Stirn von einem silberdurchwirkten Bande umwunden, und die Zügel in der Rechten. Er ist ja aus vielen Abgüssen bekannt, „mais ce n'est pas la même chose“, sagt unser Pascha, der schon davorfißt, und er hat recht. Was die Abgüsse nicht geben, ist vor allem der rätselhaft anziehende, fast dämonische Blick der Augen aus Halbedelstein, der so seltsam über uns ins Weite geht und zugleich den gespanntesten Willen ausdrückt. Wir müssen den eigenen Willen zusammennehmen, um uns von seiner Übermacht loszureißen. Von den anderen Schätzen fesseln besonders die drei tanzenden Mädchen von der Akanthus säule in den spinnwebdünnen Gewändern, der bindenumwundene Nabelstein, eine Nachbildung des echten, der im Tempelinnern stand und von den Griechen für die Erdmitte gehalten wurde, und die Metopen und Dachzierden, sowie der Apollonhymnus mit Musiknoten in Stein vom Schatzhaus der Athener. Einen ganzen Saal füllt der Aufbau des prächtigen Knidierschatzhauses mit den zwei reizenden gebälktragenden Mädchen und sein erhaltener plastischer Schmuck: das Giebelrelief, auf dem eine einfältige Kunst den Streit des Apollon und des Herakles um den pythischen Dreifuß erzählt, und der unbeschreiblich eindrucksvolle, noch stellenweise mit roter Farbe behaftete Fries, der um das ganze Gebäude lief und an dem auch die verfeinerten Kunstmittel bei so altertümlicher Arbeit überraschen.

Am Nachmittag ist trotz des Regens alles auf den Beinen, um der Hochzeit des Schulmeisters von Delphi beizuwohnen. Auch wir lassen uns von dem Menschenstrom durch die steilen, in rinnende Bächlein verwandelten Gassen, über Schutthalben, die mit glattem Leim überzogen sind, zum Brauthaus schieben und nehmen an der langwierigen Abholung teil, an der nichts bedeutsam ist, als das symbolische Ausstreuen von Reiskörnern unter die Gäste, das gewiß auf antiken Brauch zurückgeht, sowie das gleichfalls von der Sitte verlangte, endlose Zögern und

Widerstreben der schönen Braut, das man leicht im Hinblick auf die Erscheinung des Bräutigams für echt halten könnte. Während die beiden in der Kirche durch den öligen Pappas unter umständlichen Zeremonien vernietet werden, wandern wir lieber mit unseren Regenschirmen nach der Phädriadenschlucht, wo neben einem Bach der Kastalische Quell aus den Felsen bricht. Alles rieselt und rinnt, Wasser vom Himmel und Wasser aus den Bergen. Die wenigen Landleute, die sich blicken lassen, sind in schwarze Kapuzenmäntel von grobem Wollenstoff mit geradegeschnittenen Ärmeln verhummt, die so vermutlich schon vor Jahrtausenden getragen wurden, die aber unseren Lodenmänteln merkwürdig ähnlich sehen, und nun reut es mich, daß ich den meinigen aus Schamgefühl zu Hause gelassen habe. Kalt weht es aus dem Geklüfte, wie der Atem einer strengen Gottheit. Unterhalb der abgemeißelten Felswand befindet sich ein großes Becken, zu dem man auf breiter Treppe hinabsteigt. Hier hatten die Pilger sich von jedem Erdenreste reinzubaden, ehe sie mit ihrem Anliegen vor den pythischen Gott traten. Werde ich es mir später selbst noch glauben, daß ich unter den Phädriaden gestanden und das Wasser der Kastalia mit der hohlen Hand geschöpft habe?

Da der Regen eben ein wenig aussetzt, eilen wir noch, der alten Stadt Delphi, die etwas tiefer liegt als der heilige Bezirk, unseren Besuch zu machen; aber kaum hat der Himmel unsere Absicht bemerkt, als er von neuem loslegt, und ehe wir das Gymnasion erreicht haben, sind wir zum zweitenmal bis auf die Haut durchnäßt, und das Dunkel bricht ein.

Noch bleibt uns ein ganzer Vormittag in Delphi, und endlich zeigt sich der Fernhinterfeger gewogen. Er gönnt uns ungestörte Rückkehr in sein heiliges Gebiet und läßt uns an den Resten des thessalischen Weihgesenks und dem Unterbau der großen ‚Alexanderjagd‘ vorüber die wohlerhaltenen Stufen seines hoch am Felsenhang hinaufgebauten Theaters ersteigen, wo die mu-

fischen Wettkämpfe stattfanden. Ganz nahe lag einst der heilige Lorbeerhain, aus dessen Zweigen man die pythischen Siegeskränze flocht. Nur niedere Thujen und wilde Feigenbäume sprossen jetzt zwischen dem Trümmersturz, und am Boden glänzen zarte lilafarbene Sterne. Dem Neoptolemos, Sohn des Achilleus, der hier von den Bewohnern Delphis erschlagen wurde, bringen wir am Grabe unsere Huldigung dar, nicht um seinetwillen, sondern dem großen Peliden zu Ehren. Um von Apollon Sühne für das vergossene Blut seines Vaters zu fordern, war der Verwegene nach Delphi gekommen, und hier in der Vorhalle des Tempels traf ihn das Gericht des unbarmherzigen Gottes. — Danach aber versteinen wir uns hoffnungslos auf den wilden Felsenmassen im vergeblichen Suchen nach der Lesche der Knidier, die die berühmten Gemälde des Polygnot enthielt, an deren Nachglanz auf den Spuren des Pausanias Goethe sich nicht sättigen konnte. Nach einer halbsbrecherischen Rutschpartie erreichen wir sie endlich doch, um uns zu überzeugen, daß so gut wie nichts von ihr übrig ist. Und jetzt, gleichfalls auf Gemsepfaden, zum Schauplatz der pythischen Spiele, dem Stadion, das noch höher oben am Berge liegt und zu dem uns ein Engländer den schwer zu findenden Weg weist. Die Bahn, die mit der rechten Langseite am Felshang lehnt und sich mit der linken auf eine gemauerte Terrasse stützt, ist in ihrer ganzen Länge erhalten mit der Ablaufstelle zwischen den vier stämmigen Pfeilern und mit sämtlichen Sitzreihen, unter denen sich ein schön gearbeiteter marmorner Ehrensessel, ähnlich dem des Dionysospriesters in Athen, erhebt. Und am Ende der rechten Langseite, wo sie in das Halbrund übergeht, rieselt noch in gemeißelter Brunnengrotte die kalte Quelle und erquickt uns, wie sie vordem die Zuschauer erquickte, denen eine Inschrift am Stadion das Mitbringen von Wein verbot. In diesem Trunk berühren sich die Jahrtausende. Aber ach, das Koffestampf und Räderrollen auf der Landstraße rührt von keiner Festgesandtschaft an das delphische Orakel

her, sondern von unseren Mietwagen, die gekommen sind, die Gäste des Apollon Pythios nach Itea zurückzuführen.

Jetzt bringt uns leider ein Schelmenstreich des Gastwirts, der unseren vorausbestellten Wagen mit anderen Fremden weggeschickt hat und mich glauben machen will, er liege zerschmettert in der Schlucht, um die letzte Stunde in Delphi. Durch diese Unredlichkeit, die einzige, die wir auf griechischem Boden erlebten, sind wir gezwungen, die Gastfreundschaft eines jungen Ehepaars aus Argentinien anzunehmen, das uns zwei Plätze in seinem Wagen einräumt, aber aus Keisefieber eine Stunde zu früh aufbricht — freilich weiß man von den griechischen Dampfern nie so recht genau, wann sie eintreffen. An der Lände von Itea, wo sich mit der Zeit auch die anderen Gäste des Apollon Pythios zusammenfinden, warten wir denn glücklich von 3 bis $4\frac{1}{4}$ Uhr auf den ‚Phylaros‘ der uns nach Patras bringen soll.